

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Nr. 196.

Dresden, Mittwoch den 24. August

1892.

## Die jämmerliche Lage der Landarbeiter in Ost- und Westpreußen.

Unter allen Arbeitern sind wohl keine so ausgebeutet und gedrückter, wie die Landarbeiter im Osten Deutschlands; selbst die Hausindustrie-Arbeiter dürften sich trotz ihrer jämmerlichen Lage noch etwas besser stellen als die Feldarbeiter des deutschen Ostens. Diese müssen sich weit mehr wie irgend ein Stück Vieh abrackern und werden auf keinen Fall besser behandelt als das Vieh. Die Feder sträubt sich, das zu schreiben von Brüdern, die Menschenantlitz wie wir tragen, und die Staatsbürger in dem angeblich an der Spitze der Zivilisation marschierenden Deutschland sind.

Die Landarbeiter in den hier in Rede stehenden Gegenden sind entweder Infulente oder Scharwerker. Die ersteren hält sich der Großgrundbesitzer Jahr aus Jahr ein zur Verfügung, indem er ihnen etwas Acker- bezw. Gartenland zur eigenen Bebauung und beliebigen Verwertung übergibt. Die Scharwerker, die zur Zeit der Ernte u. in größerer Zahl beschäftigt werden, als die Infulente, werden dagegen nur von Fall zu Fall angenommen, wenn man ihrer bedarf.

Die Infulente erhalten 30 bis 50 Pfg. Lohn pro Tag. Jeder Fuhrmann hat ferner die Pflicht, einen bis zwei Scharwerker zu stellen, für die er dann pro Mann weitere 30 bis 40 Pfg. Tageslohn erhält. Außerdem giebt es für jeden Scharwerker in der Regel 12 Scheffel Roggen das Jahr. Also die Großgrundbesitzer wälzen sich die Sorge, genügend viele Arbeiter zu erhalten, möglichst ab und überlassen sie ihren armen Infulenten auf.

Beim Dreschen erhalten die Arbeiter keinen Lohn, weder die Infulente noch die Scharwerker, sondern erhalten einen bestimmten Theil des Ertrages; nämlich in der Regel den ersten Scheffel beim Dreschen mit dem Pflögel; den 15. Theil beim Dreschen mit dem Hügel (mit der Pferdebesenmaschine); und den 20. Theil des Ertrages bei der Dampfbesenmaschine.

Das Land, das der Fuhrmann behält, besteht in Weide für eine Kuh, ferner einem halben bis einem ganzen Morgen Gartenland zum Kartoffelbau und ca. einem Morgen anderes Land, das der Arbeiter meist mit Klads, Rüben oder Bränden besetzt.

Die Arbeitszeit haben die Großgrundbesitzer noch nicht auf volle 24 Stunden pro Tag ausgedehnt; aber nahe daran ist es schon. Sämmtliche Arbeiter müssen in Westpreußen Morgens um 5 Uhr zur Arbeit kommen, sie haben dann ihren Kaffee bereits getrunken. Bis Mittag arbeiten sie, abgesehen von einer kleinen Unterbrechung, die gerade so lange

dauert, als zum Frühstückessen nöthig ist, durch. Die Mittagspause dauert gewöhnlich eine Stunde. Zum Vesper wird ebenso wie zum Frühstück nur eine kleine Unterbrechung gemacht und dann währt die Arbeit bis Sonnenuntergang, also um Johanni bis 1/2 11 Uhr; in der Ernte wird die Arbeit jedoch häufig bis 1/10 Uhr ausgedehnt. In ganz Ostpreußen fängt die Arbeit bereits mit Sonnenaufgang, also um Johanni bereits um 8 Uhr 20 Minuten, an, dauert aber Abends auch bis 9 und 1/10 Uhr.

Vor Beginn und nach Schluß dieser Arbeitszeit müssen sie dann noch 2 1/2 Stunden auf ihrem Lande thätig sein, wenn sie dasselbe nicht vorzukommen lassen wollen. Sie arbeiten deshalb auf ihrem Lande Morgens eine Stunde, Mittags 1/2 Stunde und Abends wieder eine Stunde. Zeit zum Schlafen des Nachts haben sie also im Hochsommer, wenn man die Zeit, welche das Genießen des Morgenkaffees und des Abendbrotes in Anspruch nimmt, zusammen nur auf eine halbe Stunde veranschlagt. In Westpreußen 5, in Ostpreußen 3 1/2 Stunden! Da das kein Mensch, der den Tag über so angestrengt hat arbeiten müssen wie eben die Feldarbeiter, ausfällt, so müssen diese ihr Land mehr oder weniger vernachlässigen. Der Ertrag desselben wird dementsprechend ein äußerst geringer sein.

Was bei den gewerblichen Arbeitern eine alte Beobachtung ist, daß nämlich je länger die Arbeitszeit ist, desto geringer der Tageslohn, das trifft in gleicher Weise auch auf die ländlichen Verhältnisse zu. Trotz der übermäßigen, ja unmenslichen langen Arbeitszeit giebt es den geringsten Lohn, den man sich denken kann. Die Großgrundbesitzer aber schwelgen im Ueberflusse und verpflegen leichten Wohlthums, was ihnen die Arbeiter unter unangenehmer Mühe und fast thierischer Einschränkung erarbeitet haben. Sie halten theure Luxuspferde, die Tausende Mark gekostet haben, und geben häufig große Gesellschaften, bei denen es hoch hergeht. An Tagen, wo es keine Gesellschaften giebt, da finden sich die Großgrundbesitzer zu dreien oder vierein zusammen und spielen Sat an 5 bis 10 Pf. und noch höher; unter 5 Pf. nie. Wer Stat kennt, der weiß, daß selbst ein guter Spieler, wenn auf einen Viertel Pfennig gespielt wird, sehr wohl am Abend zwei Mark verlieren kann. Solche Verluste sind diesen Großgrundbesitzern zu gering; bei 5 Pf. macht derselbe Spielverlust 40 M. aus. Ein Spiel, bei dem die Großgrundbesitzer nicht wenigstens mit den Jehn- und Zwanzigmarschen herumverfeilen können, hat für sie kein Interesse. Sie können es aber auch. Eine so angestrengte Arbeit wie die landwirtschaftlichen Arbeiter sie leisten, bringt großen Reichtum ein. Da aber die Arbeiter mit Trink-

geldern von 30 bis 50 Pf. abgespeist werden, so behält eben der Großgrundbesitzer den ganzen Reichtum. Man kann es ihm deshalb auch kaum verdenken, daß er verprast und verschleudert, was er besitzt, was ihm aber keine Arbeit gekostet hat. Wo sollte denn sonst der Ueberflus bleiben?

Der Großgrundbesitzer wird so lange prassen, als die Arbeiter nicht einen zehnmal höheren Lohn durchgesetzt und eine um die Hälfte verkürzte Arbeitszeit erreicht haben.

Viele Großgrundbesitzer leben übrigens gar nicht auf den Gütern, die ihr Privatvermögen sind, sondern wohnen in der Hauptstadt, wo es sich noch bequemer und noch mehr prassen läßt als auf dem Lande. Anderen genügen in dieser Beziehung die deutschen Hauptstädte nicht, sie leben im Auslande.

Diejenigen aber, die auf ihren Gütern leben, behandeln die Arbeiter, denen sie allen ihren Reichtum verdanken, auf das schimpflichste. Kein einziger Landarbeiter, und mag er noch so alt sein, wird mit „Sie“ angeredet; alle Arbeiter, ob Mann oder Weib, ob alt oder jung, werden geduzt, und das nicht bloß von dem Großgrundbesitzer selbst, sondern auch von jedem seiner Beamten bis herab zum sechsjährigen Wirthschaftsbedienten. Jeder dieser Beamten führt auch, wenn er auf dem Felde ist, einen Stock bei sich, mit dem er zuschlägt, wenn er über irgend etwas ärgerlich geworden ist. Diese Antreiber scheinen selbst, indem sie die Arbeiter wie das Vieh behandeln, jedes menschlichen Gefühls beraubt zu werden. Zunächst zwingt man die Arbeiter, vom frühesten Morgens bis zum späten Abend angestrengt zu arbeiten, dann giebt man ihnen einen Lohn, der lächerlich klein ist, und schließlich macht man die Verhöhnung des Menschen im Arbeiter voll, indem man ihn obenin nach schmäht und schlägt!

Unter christlicher Staat aber sagt Ja und Amen zu dieser niederträchtigen Ausbeutung und schimpflichen Behandlung unserer Klassen-genossen. In dem preussischen Gesetze vom 24. April 1854 heißt es in § 3: ländliche Arbeiter, welche die Arbeitgeber oder die Obrigkeit zu gewissen Handlungen oder Zugeständnissen dadurch zu bestimmen suchen, daß sie die Einstellung der Arbeit oder die Verhinderung derselben bei einzelnen oder mehreren Arbeitgebern verabreden oder zu einer solchen Verabredung Andere auffordern, haben Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre vermerkt. Kontraktbruch ferner wird mit Geldstrafe, bis zu fünf Thalern oder Gefängnis bis zu drei Tagen bestraft.

Auf solche Weise sind die ländlichen Arbeiter dem Großgrundbesitzer auch „von Rechts wegen“ auf Gnade und Ungnade überliefert.

## Zur Tagesgeschichte. Deutsches Reich.

Dresden, 28. August.

Auch in Preußen wird gefährdet. Erstens: Aus Burg bei Magdeburg wird folgender charakteristischer Fall gemeldet. Der Kaiser und Parteigenosse Robert Pahlmann äußerte in einer Versammlung: „Den Gastwirthen sowohl, wie auch ihm und anderen Personen sei ja bekannt, daß, wenn ein Wirth sein Lokal zu Versammlungen hergibt, er in Burg von der Behörde nur geduldet werde.“ In dieser Beziehung erklärte die Polizei eine Verletzung, der Straf-antrag wurde gestellt, und Pahlmann, sowie ein zweiter Arbeiter, der sich allerdings etwas deutlicher ausgesprochen hatte, wurden zu je 50 M. verurtheilt. In der Verhandlung vor dem Schöffengericht in Burg bestritt der als Belastungszeuge vorgeladene Polizeikommissar Endmenger auf das Entschiedenste, daß die Wirthschaft beeinträchtigt werden, und das Gericht schenkte dieser Aussage selbstverständlich Glauben und verurtheilte die „Beleidiger“ Pahlmann und Genossen wie angegeben. Mittlerweile hat sich nun doch ein Wirth gefunden, der in Burg unter Genossen sein Lokal zu Versammlungen zur Verfügung stellt. Wohl zur Befriedigung der Aussagen des Herrn Polizeikommissars hat dieser Wirth nun, seit der Zeit, wo er den Sozialdemokraten sein Lokal überläßt, also innerhalb vier Wochen, folgende Ereignisse zu verzeichnen: fünf polizeiliche Strafmandate, Verabsagung der Polizeistunde von 12 Uhr auf 10 Uhr Abends und Beschränkung der öffentlichen Lustbarkeiten auf alle 14 Tage. Um den freien Sonntag auszufüllen, hatte sich ein Vergnügungsverein gebildet, der seine Unterhaltungen in dem Lokale abhalten sollte, derselbe wurde polizeilich aufgelöst; einem sofort neugegründeten Verein wurde das erste Vergnügen verboten. Nach diesen Beispielen komme nun noch einer und sage, es seien doch wohl Zweifel angebracht, wenn der Herr Polizeikommissar auf das Bestimmteste versichert, daß Wirth wegen Vergabe ihrer Lokale an Sozialdemokraten von der Polizei nicht beeinträchtigt werden.

Zweitens: Der Homburger Gesangsverein „Eintracht“ beabsichtigte am letzten Sonntag im Hardwalde ein Waldfest abzuhalten, nachdem ihm ein früher geplantes schon verboten worden war. Der Bürgermeister der Gemeinde Gonsenheim und die Obertförster hatten ihre Genehmigung schriftlich ertheilt und so trafen die Vereinsmitglieder alle Vorbereitungen, um das Fest würdig zu begehen. Da, in letzter Stunde, Sonnabends spät Abends, traf an Gonsenheim ein Schreiben folgenden Inhalts ein:

„An 1861. Vorstand des Gesangsvereins „Eintracht“ zu Homburg. Auf fordern ergangene Verfügung vom 1. d. M. anrat. 1892 zu Homburg setze ich mich gendigt, die Ihnen am gestrigen Tage ertheilte Erlaubnis zur Abhaltung

den braunen Mantel eingehüllt und in die Ecke des Wagens eingedrückt.

Nicht einmal schlafen konnte sie bei dem ewigen Stößen und Schütteln des Gefährts.

„Wie lange dauert denn diese Hundsfahrt noch?“ „Kuhler“, „Kuhler“, hören Sie denn nicht — „Kuhler!“

Der Geruch drehte sich langsam um: „Wie lange fahren wir denn schon?“

„Vier Stunden sind wir schon unterwegs“, konnte Alfred.

„Na, dann kann's höchstens noch zwei Stunden dauern“, erwiderte der Kuhler in ruhigem Tone. „Das ist ja nicht zum Aushalten“, rief Alfred verzweifelt, „kann Sie nicht wenigstens ein bißchen schneller fahren.“

„Ne, das geht nicht“, erwiderte der Kuhler, der sich nicht aus seiner Ruhe herausbringen ließ, „bei dem matschigen Boden können die Räder doch nicht rennen. Wir werden schon hinkommen.“

Alfred hatte beirät auf den Boden des Wagens. „Ach“, wandte er sich zu der neben ihm sitzenden Frau, deren jugendliche aber schon gezeichnete Züge ein seltsames Ableben veränderten, „ich wäre glücklich, wenn ich erst im warmen Zimmer säße.“

„Noch zwei Stunden!“ rief Brenner Alfred zu. (Ein Fiedler durchglitt seinen Körper. „Hörst Du Dich auch warm, liebe Hosenstein?“ fragte er mit Selbst.)

Alfred bemerkte die Sorgen seines Kollegen, und im plötzlichen Witzgefühl vergaß er sein Leid und rief: „Frau Hosenstein, hier habe ich noch einen prächtigen Schluß. Meine Witzlin in Kiefel hat ihn mir heute mit zum Dank für meinen schmerzlichen Anstoß. Es wird Ihnen keinen Schaden thun“, sagte er hinzu, als er sah, wie Clara nur

zögernd die Flasche aus seinen Händen nahm. „Es ist doch immer gut, wenn man ein lässliches Kestl ist“, fuhr er langsam fort. „Schade nur, daß wir heute schon abreisen: Was meinst Du, Hildegard,“ so wandte er sich an seine Nachbarin, „wenn meine Witzlin sich in meine kleinen Fänge verwickelt hätte, hätten mir diese im Laufe der Zeit noch einige Schichten eintragen können.“

Alfred schickte sich wohlgefällig seinen blonden Schürhaken.

„Ach, halt' Deinen Mund und spötte nicht“, versetzte Hildegard.

Unterdessen hatte Clara getrunken und die Flasche Brenner gereicht. Er trank und reichte sie Hildegard. Hildegard gab sie weiter. Als die Flasche zu Alfred zurückkehrte, schaute er prüfend nach dem Inhalt der einst wohlgeschüttelten Flasche: „Aber trinken könnt Ihr Alle, das muß Euch der Reid lassen. Na, prost!“ Er schickte die Flasche an den Mund und im kräftigen Zuge trank er den Rest aus.

Das scharfe Getränk hinterließ ein wohliges Gefühl in ihm und als er seine Nachbarin, Frau Brenner, so treulich komisch sagen sah, ergriff ihn ein Galgenhumor, und plötzlich fing er mit starker Stimme an zu singen:

„Oh Witzlin so süß die Sterne  
Zu Dunkel des Abends hinaus.“

Hildegard erinnerte die Reue an ihren geistigen Triumph, an den Lobeskränzen, den ihr ein eifriger Verehrer, ein Fortschrittstribunal, zu ihrer Abschleppverteilung „Pro-cies“ gemessen hatte und der nun wechselläufig zwischen ihren Kleidern Schürzen und Unterröcken ruhte. Dinstig stimmte sie mit ein. „Ach, abblühen summt Brenner die wohlbekannten Töne vor sich hin. Und mit kaltem Schwitzen fiel die ganze Witzlinhaft ein:

„Und über den heiligen Stern  
Erklärte sein Vieh vom Seide.“

Die Stimmen erhoben sich stärker, sie überstiegen den Sturm, der wie eine dumpfe Begleitung rauschte. Das Knacken der Zweige lautete dazwischen, die Räder rollten über die Steine der Chaussee.

Immer lauter schwall der Gesang an. Als schon alle andern wieder schliefen, ergriff Alfred eine Art Begeisterung und in angestrengten Tönen suchte er den schlafenden Sturm zu beschwigen. Der Text genigte nicht mehr, als er das Lied beendet hatte, und so ließ er die verschiedenartigsten Melodien, immer schneller und kräftiger erklingen, bis er mit einem stürmischen Jubel schloß: „Oh der neue junge Mann auch singt“, ließ sich Hildegard nach einer Pause vernehmen, „damit wir „Ehrliche Arbeit“ geben können. Die Musik soll in Drossen sehr gut sein.“

„Bekommen wir denn ein neues Witzlied?“ fragte Frau Hosenstein.

„Natürlich“, erwiderte Alfred, „der Alte hat sofort an Witzlied in Berlin und Breslau geschrieben. Witzlied antwortete gestern, daß ein junger Mann und bereits in Drossen erwarten wird. Er soll allerdings noch sehr jung sein. Witzlied junger Anführer, schreibt Witzlied. Aber er hat ein schönes Organ und kommt direkt von der Universität.“

„Na“, rief die Stimme Anna's, die der Unterhaltung gefolgt hatte, dazwischen, „das wird was Neues sein. Da können wir wieder den ganzen Tag Probe halten.“

„Wir können zufrieden sein, daß überhaupt Versuch zu uns kommt“, entgegnete Clara, „sehr stolz sind die Köpfe hier gerade nicht. Der junge Mann wird sich in seiner Phantasie wohl ein anderes Bild ausmalen, als es ihm die Wirklichkeit bieten dürfte. Nicht wundern Sie, daß er zu Witzlied zugehört ist.“ (Weil. folgt.)

## Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

### Schauspielerleben.

Novelle von Julius Kaut.

(Fortsetzung.)

In seinem Hause entpuppte er sich als mächtiger Tyrann. Nur Frau Bruschke verstand es durch ihre weiblich lebenswichtigen Wesen, ihm von Zeit zu Zeit Freundlichkeit zu entlocken.

Ueberhaupt war Fräulein Bruschke ein Universalgenie. Sie verwaltete die Wirtschaft des Direktors, trug die Heutzutage aus, besorgte die Requisite, spielte des Abends Anstandsamen und Hebelmüller und sauffierte, sofern sie nicht auf der Bühne beschäftigt war.

Daß sie mit der Grammatik auf etwas gespanntem Fuße lebte, wird ihr kein wahrer Kunstfreund, wenn er die verschiedenartigen Obliegenheiten der Dame bedenkt, verkennen können.

Als kleiner Fehler aber mußte ihre Verehrer für peisliche Getränke aller Art gelten, eine Angelegenheit, die ihr beim Souffieren, wenn sie, anstatt zu lesen, nach dem Glase greift und unterdessen die Schauspieler im Stich läßt, abel vermerkt wurde.

Deute glückte sie ganz und gar einem geknickten Da ebnstrauche, das letzte Journal) war sehr schlecht ausgefallen und hatte ihre Stimmung ganz darniedergerückt. Ihr durchdringter Hut mit dem großen braunen Band, das im Regen die Farbe verlor, bedeckte die halbe Stirn, geknickt hing die Feder nach vorn und senkte über die Stirn der Besitzerin. Sie selbst hatte sich für in

Das Abblühen summt Brenner die wohlbekannten Töne vor sich hin. Und mit kaltem Schwitzen fiel die ganze Witzlinhaft ein: „Und über den heiligen Stern Erklärte sein Vieh vom Seide.“